

## Zum Tempelbezirk von Pesch in der Eifel.

Die Besprechung Drexels im vorigen Heft dieser Zeitschrift (IV. Heft 1/2, Seite 34 ff.) gibt mir den willkommenen Anlaß, auf die dort berührten Fragen und ausgesprochenen Zweifel zurückzukommen.

Drexel bezweifelt meine Deutung des Gebäudes N als Getreidemagazin aus folgenden Gründen:

a) wegen des Fehlens der den Getreidemagazinen mit ihrem lastenden Inhalt eigenen starken Umfassungsmauern. Es falle schwer, anzunehmen, daß dieselben spurlos verschwunden seien;

b) wegen der quadratischen Form, die von dem geläufigen Typus abweiche, der aus statischen Gründen durchgehends ein langgestrecktes Rechteck darstelle;

c) weil man ein Getreidemagazin nicht an bevorzugter Stelle eines heiligen Bezirks erwarte.

Drexel schlägt als Erklärung eine sakrale Bühne für kultische Tänze oder Aufführungen vor.

Gewiß ist das gänzliche Fehlen der Umfassungsmauern an drei Seiten des Gebäudes (Nord, West und Ost) sehr auffallend und hat auch mir viel Kopfzerbrechen verursacht, welches, wie ich nachträglich sehe, in meinem Ausgrabungsbericht<sup>1)</sup> leider nicht zum Ausdruck gekommen ist. Ich habe mir dieses Fehlen so zu erklären versucht, daß man bei der Erneuerung des Tempelbezirks die noch hochstehenden Mauern der älteren Perioden so völlig bis auf den dort dicht anstehenden gewachsenen Fels abgetragen hat, daß auch keine Spur mehr davon vorhanden blieb, mit Ausnahme der südlichen, tiefer fundamentierten Mauer; deren Rest und die niedrigen Rostmäuern, welche bei den Neubauten nicht störten, hätte man stehen lassen. Daß die Umfassungsmauern der Getreidemagazine meist ziemlich stark sind, gebe ich zu; daß sie aber „wegen des lastenden Inhalts“ besonders stark sein müssen, vermag ich nur dann einzusehen, wenn das Magazin mehrstöckig ist, was ja bei der bescheidenen und frühen Anlage von Pesch nicht der Fall gewesen zu sein braucht. Aus demselben Grunde würde ich auch dem zweiten Bedenken, daß die quadratische Form aus „statischen Gründen“ weniger geeignet sein soll als die langgestreckte Rechteckform, nicht allzuviel Gewicht beimessen.

Den dritten Einwand, daß man ein Getreidemagazin nicht in einem Heiligtum erwartet, habe ich mir natürlich auch gemacht, und Drexel vermißt mit Recht eine Äußerung meinerseits zu diesem auffallenden Umstand. Ich hatte in einem früheren Bericht in der Beilage zu Heft 124 der Bonner Jahrbücher (Bericht der Provinzialkommission für die Denkmalpflege) S. 65 die Frage aufgeworfen, „ob der jüngste Tempelbezirk an die Stelle einer ursprünglich profanen Anlage getreten ist, worauf der alte Getreidespeicher hindeuten könnte, oder ob auch die älteren Perioden sämtlich schon einen Tempelbezirk darstellten und der Getreidespeicher in diesem gleichsam dem Schutz der Matronen als Hüterinnen des Ackerbaues unterstellt war“. Ich bedauere, diesen Satz nicht in meinem endgültigen Ausgrabungsbericht wieder abgedruckt zu haben; denn er hätte wenigstens gezeigt, daß ich mir etwas dabei gedacht habe. Auch an einen Speicher

<sup>1)</sup> Bonner Jahrb. 125, S. 74 ff.

für Naturalabgaben der bauerlichen Gemeinde an ihre Schutzgottheiten ließe sich ja allenfalls denken.

Aber ich gebe gern zu, daß mir jeder plausible Vorschlag, den Mauerrost anders und seiner sakralen Umgebung angemessener zu deuten, sehr willkommen ist. Ich vermisste nur vorderhand jede Analogie dafür, daß man ein Schaugerüst für irgendwelche Tänze oder Vorstellungen so angelegt hat. Man muß doch annehmen, daß der Bretterbodenbelag der „Freiluftbühne“, wie Drexel sie selbst nennt, für gewöhnlich beseitigt war, denn sonst wäre er im Regen und Schnee verfault. Dann lagen die zehn Rostmauern kahl und nackt da, ebenfalls der Verwitterung stark ausgesetzt; jedenfalls für unser ästhetisches Gefühl eine wenig erfreuliche Vorstellung, wozu noch kommt, daß der sehr gute Erhaltungszustand der Mauerchen bis auf unsere Zeit jedenfalls mehr dafür spricht, daß sie zur Zeit ihrer Benutzung ständig überdacht gewesen sind. Ferner kann ich nicht einsehen, weshalb man zwischen den beiden Gruppen von je fünf Rostmauerchen einen breiten Zwischenraum von 1,70 m ließ, während die übrigen Mauerchen immer nur 70–85 cm voneinander entfernt waren. Genügte der breite Zwischenraum in der Mitte für die Standfestigkeit des Gerüsts, so hätte er auch für die beiden Hälften des Bodens genügt, und man konnte sich vier Mauerchen sparen. Bei meiner Erklärung als „horreum“ hatte ich angenommen, daß der Speicherboden in der Mitte unterbrochen war, um eine bessere Luftzirkulation unter den Böden und ein bequemes Arbeiten in dem Raum zu ermöglichen. Dagegen bei der Erklärung als Bühne kann ich diesen breiten Zwischenraum nicht erklären. — Man sieht, ganz restlos geht die Sache auch bei Drexels Erklärung noch nicht auf!

Noch weniger vermag ich mich mit Drexels Deutung der Pfeilerchen in der späteren Basilika zu befreunden. Zunächst bestreite ich, daß die letztere zeitlich unmittelbar auf das „horreum“ gefolgt ist und daß die am nördlichen Ende des Mauerrostes sichtbare Westostmauer dazu gedient habe, diesen zu verkürzen. Das von Drexel gemeinte Mauerstück ist nur ein Teil einer viel längeren Mauer, deren westliche Fortsetzung aus dem Gesamtplan der „älteren“ Bauperiode, Taf. IX meiner Veröffentlichung, ersichtlich ist. Die Mauer ist dort mit *a–b* bezeichnet und S. 86 als vermutlicher Rest der Umfassungsmauer der zweiten Bauperiode gedeutet. Jedenfalls kann diese lange Mauer weder zur ersten, noch zur letzten Bauperiode gehören und da wir an den aufeinander folgenden Bauten C<sup>1</sup>, L und C mit voller Sicherheit drei Bauperioden konstatiert haben, so gehört die Mauer *a–b*, da sie jünger sein muß als die älteste Periode, eben zur mittleren, die sich zwischen „horreum“ und Basilika schiebt.

Daß aber nun die Basilika auf ihren Sandsteinpfeilerchen ebenfalls eine schwebende Bühne getragen habe, will mir absolut nicht einleuchten. Wenn Drexel meine Deutung dieser Pfeiler als Stützen von Bänken hauptsächlich deshalb anzweifelt, „weil sie so massiv und so stabil in den Boden eingelassen sind“ so trifft dieses Bedenken doch erst recht zu für eine „rasch aufzurichtende und wieder zu beseitigende Bühne“. Dafür hätte man doch einfacher ein Gerüst auf Holzböcken oder dgl. Balkenkonstruktion gewählt, die gar nicht in den Fußboden eingelassen, sondern nach Art unserer Konzertsaalpodien und dgl. auf dem Boden aufgestellt wurde. Denn auch hier wären doch die nackten rohen Steinpfeiler, die während der ganzen Zwischenzeit aus dem Fußboden ragten, ohne jede Notwendigkeit eine dauernde Verschandelung des stolzen Säulenbaues gewesen, wovon man sich auf Taf. XVI, 4 und XVII, 1, 2, am besten natürlich an Ort und Stelle selbst



überzeugen kann. Dort ist dann aber auch zu sehen, wie abscheulich überhaupt ein solcher Bühneneinbau in die Halle gewirkt hätte. Die korinthischen Säulen kämen mit ihren sauber gearbeiteten Basen ganz unter den Holzfußboden der Bühne zu liegen, die fast bis dicht an sie heranreichte; das wird man sich doch nicht geleistet haben, bloß um eine Erhöhung von ca. 50 cm zu erhalten! Denkt man sich die Bühne aber höher aufgebaut, so wird die Wirkung des Einbaues immer häßlicher, je höher er an den Schäften der Säulen hinaufreicht. Meine Deutung als Substruktionen von Bänken, deren Sitzflächen ich mir auch aus großen Steinplatten hergestellt denken kann, wodurch die Massivität und Stabilität der Unterlage genügend erklärt wäre, ergibt 6 bis 8 Bänke von je 1,50 bis 2 m Länge, also für je 3 bis 4 Personen ausreichend. Ich gebe zu, daß das wenig ist, aber man könnte ja an bevorzugte Plätze entsprechend dem Chorgestühl oder den Patronatskirchensitzen unserer Kirchen denken, während die übrige „Gemeinde“ entweder in dem Mittelraum und den Seitenschiffen stand oder sich mit beweglichen Holzsitzen zu begnügen hatte.

Wenn ich mich also leider auch hinsichtlich der Basilika Drexels Vorschlag nicht anzuschließen vermag, so gibt mir seine Schlußbemerkung, daß er sich bei meiner Datierung der jüngsten Bauperiode ins 4. Jahrhundert noch nicht ganz beruhigen könne, den sehr willkommenen Anlaß, auch auf die Datierungsfrage mit einem Wort zurückzukommen. Ich gestehe gern, daß auch ich mich nicht ganz dabei beruhigen konnte, eben weil auch ich eine andere Vorstellung vom Wesen des 4. Jahrhunderts hatte. Aber da gab mir ganz neuerdings die Lektüre des lehrreichen Buches von Johannes Geffcken, *Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums*<sup>1)</sup>, und allerlei Studien, die ich im Anschluß an diese Lektüre trieb, die nötige Beruhigung. Es würde zu weit führen, wollte ich hier ausführlich auf die religiösen Verhältnisse des 4. Jahrhunderts eingehen; aber als ich das Kapitel über den „Vorstoß des Heidentums unter Julianus“, S. 115 ff., gelesen hatte, da hatte ich die Entdeckung, daß man den Pescher Tempelbezirk geradezu als Illustration zu diesem Kapitel verwenden könnte. Die starke Wirkung und Nachwirkung der eifervoll leidenschaftlichen Tätigkeit des „Apostaten“ auf das religiöse Leben seiner Zeit im ganzen Römerreich, ist mir vorher noch nie so klar geworden. Wenn die großartige Wiederherstellung eines heidnischen Tempelbezirks im 4. Jahrhundert nach 330, wie der von mir S. 100 meiner Veröffentlichung besprochene Münzfund wahrscheinlich macht, erfolgt ist, so kann sie eigentlich nur in der Zeit der Julianischen Restitution der heidnischen, insbesondere der orientalischen Kulte begonnen sein. In der kurzen Regierungszeit Julians selbst und in der um so längeren seiner nächsten Nachfolger, deren schwankende Religionspolitik jedenfalls das Weiterblühen heidnischer Kulte nicht ausschloß, war genügend Zeit dazu, sie auszuführen. — Nun wird ja durch den Fund eines Kybelereliefs im Pescher Tempelbezirk, das aus einer älteren Skulptur zurechtgehauen ist und dessen richtige Deutung auch Drexel anerkennt, bewiesen, daß der Kultus der Magna Mater sich in dem Pescher Heiligtum eingenistet hat, und ich hatte ja geradezu vermutet (S. 156 f.), daß die Basilika diesem Mysterienkult vorbehalten gewesen sei, während der Normaltempel C dem alten einheimischen Matronenkultus verblieb. Aber für das letztere fehlt es, wie mir erst nachträglich klar wurde, an einem sicheren Beweis. Sämtliche Matronendenkmäler, die irgendwie zeitlich bestimmbar sind, fallen in eine der älteren Bauperioden des Tempelbezirkes, für die jüngste

<sup>1)</sup> Religionsgeschichtliche Bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg. 6. Band. Heidelberg 1920.

haben wir kein absolut sicheres Denkmal der dort verehrten Gottheiten. Wenn also jemand den ganzen jüngsten Tempelbezirk den Matronen absprechen und der Kybele zuweisen wollte, so würde ich ihm wenig entgegenzuhalten haben; höchstens die etwas unsichere Erwägung, daß der alteinheimische Matronenkultus an der Stelle seiner früheren Betätigung wohl nicht ganz auszurotten war. Und demgegenüber könnte man mit Recht auf die eigentümliche Tatsache hinweisen, daß eine Reihe unbeschädigter und zahlreiche zerschlagene Matronenaltäre ziemlich pietätlos in die Fundamente des jüngsten Tempelbezirkes vermauert worden sind. Auch der Umstand, daß ein basilikales Bauwerk von der Art unseres Gebäudes B bisher in allen anderen gallorömischen Tempelbezirken, die ich kenne (und ich habe schon ein umfangreiches Material gesammelt), nicht vorkommt, giebt zu denken. Es wird zu erwägen sein, ob diese Bauform vielleicht erst durch die orientalischen Kulte in die sakrale Architektur des Westens eingeführt worden ist. Die von mir S. 152 ff. angeführten Beispiele machen das sehr wahrscheinlich. Und wenn wir dann sehen, daß die letzten Münzen von Theodosius, Arcadius und Honorius stammen, und daß die gewaltsame Zertrümmerung der sämtlichen nicht früher schon vermauerten Denkmäler und der Brand des Tempels C auf eine fanatische Zerstörung, nicht auf allmählichen friedlichen Verfall hindeuten, so brauchen wir diese Zerstörung nicht, wie ich es (S. 100 u. 162) getan habe, einem Germaneneinfall im Anfang des 5. Jahrhunderts in die Schuhe zu schieben, sondern sie kann auch sehr wohl die Folge eines der Edikte am Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts sein, mittelst deren diese Kaiser die heidnischen Kulte völlig zu unterdrücken suchten; eine fanatische Tat christlicher Eiferer, die, wie Martin von Tours gleichzeitig in Gallien, die Zerstörung heidnischer Heiligtümer sich besonders angelegen sein ließen.

Würde ich also vom religionsgeschichtlichen Standpunkt eine so späte Entstehung der jüngsten Bauperiode des Tempelbezirks für durchaus möglich halten, so dürfte auch kultur- und kunstgeschichtlich diesem Ansatz wohl kaum viel entgegenzuhalten sein. Daß das 4. Jahrhundert auch im Rheinland noch zu bedeutenden Bauten imstande war, steht ja fest, und auf gewisse Anzeichen später Entartung an einzelnen Architekturteilen der jüngsten Pescher Gebäude habe ich S. 116 oben und 117 unten bei der Beschreibung der Säulenkapitelle von C und B hingewiesen. Aus kunstgeschichtlichen Gründen bin ich aber auch wenig geneigt, das Sechsecktempelchen M erst der spätesten Bauperiode zuzuweisen. Seine Architekturglieder, vor allem aber die ganz ausgezeichnet gearbeitete lebensgroße Jupiterstatue, verraten noch ein künstlerisches Können, das wir bis auf weiteres doch lieber der Blütezeit römischer Kunst im Rheinland, also dem 2. und 3. Jahrhundert, zutrauen werden als einer so späten Epoche, wie ich sie für die letzte Bauperiode annehmen zu müssen glaube. Daß das Sechsecktempelchen mit seiner Jupiterstatue noch in der letzten Bauperiode stehen blieb, nehme auch ich an (S. 90). Läßt sich doch gerade an dem traurigen Erhaltungszustand der Jupiterstatue der Fanatismus, dem das Ganze zum Opfer fiel, am deutlichsten erkennen.

Ich will mich hier auf diese kurzen Bemerkungen beschränken und hoffe, einmal in größerem Zusammenhang auf die hier angeschnittenen kunst- und religionsgeschichtlichen Fragen zurückkommen zu können. Das letzte Wort über die hochinteressante Kultusstätte von Pesch ist noch lange nicht gesprochen; ich werde für jeden Wink und jede Anregung, mögen sie sich auch in die Form des Zweifels oder Widerspruches kleiden, dankbar sein.

Bonn.

H. Lehner.